

Das gehört nicht ins Feuilleton

Jetzt mal ehrlich:
Was wir wirklich lesen, hören, tun.
Diese Woche: Vito Avantario, Autor von Z



Die Goldkette

Neulich beim Boxtraining. Mein Trainingspartner, ein Personenschützer, und ich schlagen uns eine Stunde lang gegenseitig die Fäuste in Prätzen und Bauchdecke, dann geht's zum Duschen. Sein Job habe ihn über die Jahre paranoid gemacht, erzählt er. Deshalb schläft er mit seiner Pistole unterm Kopfkissen. Als er sein T-Shirt auszieht, fällt mir seine Halskette auf.

»Was ist das für eine Kette?«, frage ich ihn.
»Die Reinigungskette für den Lauf meiner Baretta 92.«

»Welches Kaliber hat die Kugel an der Kette?«

»9 Millimeter.«
»Und warum trägst du die?«

Er schweigt. Während ich mein Shirt abstreife, fällt sein Blick auf meine Goldkette.
»Was ist das für eine Mädchenkette?«, fragt er. Natürlich belächelt er meinen Schmuck. Männer können sich mit den beklopptesten Dingen behängen, einem Italiener aber wird sein Behängnis immer zum Verhängnis.

»Pass auf, ich erzähle dir meine Geschichte, dann erzählst du mir deine«, antworte ich und gehe in Vorleistung.

Mein Vater, ein Tischler, ist mit einem Schwung an Arbeitskräften Ende der fünfziger Jahre nach Hamburg gekommen. Bevor es auf die Reise ging, wurde er mit anderen südtalientischen Arbeitern in einem Sammellager in Neapel zusammengebracht. Dort musste er sich ausziehen, sein Körper wurde vermessen, sein Analkanal mit dem Finger abgetastet, dann musste er ein paar durchgeknallte Fragen über sich ergehen lassen, unter anderem, ob er Bettnäher sei. Mit einem Filzstift wurde meinem Vater dann eine Nummer auf den rechten Oberarm geschrieben, und die Reise an den Rand des Polarkreises begann.

Unter seinen Angehörigen galt Hamburg damals als eine verrohte Stadt, in der es in sieben von zwölf Monaten schneit und die Dörren selbst bei Eiseskälte halb nackt auf den Straßen eines Viertels stehen, das ausgerechnet nach einem Heiligen benannt wurde. Bei Blohm + Voss gelandet, ließ mein Vater sich dann jahre-

lang seine Lunge vom schwebenden Asbeststaub durchlöchern. Wenige Wochen vor seinem Tod hängte er sich als letzte Hoffnung eine Goldkette mit einem Kruzifix um den Hals, die er mir für den Fall versprach, dass sein Leben leer gelebt sei.

Heute trage ich seine Kette. Die Kette ist für mich wie sein letztes Organ, das die Migration überlebt hat. Jedes einzelne ihrer Glieder hat ein S-Profil. S wie Salvatore, deutsch »der Retter«, der Name meines Vaters.

An der Kette hängen heute sein Kruzifix, ein in eine Goldkapsel gefasster Milchzahn meiner Tochter und: ein Horn (ital. *cornio*), ein Geschenk meiner katholischen Eltern zur Firmung, das vor Neid, Hass, Verrat und übler Nachrede schützen soll. Bisher hat das ganz gut funktioniert.

Im Sommer 1983, als mein Vater die Kette kaufte, war eine Unze Feingold 430 US-Dollar wert. Im Februar dieses Jahres liegt der Preis bei rund 1220 Dollar. Mit all dem Geklimper an der Kette trage ich jeden Tag umgerechnet tausend Euro mit mir herum. Aber natürlich ist das nicht der wahre Wert der Kette: Gold zu verschenken ist lange Zeit unter italienischen Katholiken ein übliches Ritual gewesen, zu Geburten, Kommunionen und Hochzeiten. Die Gastgeber wurden sozusagen auf biblische Weise beschenkt, wie einst Jesus Christus. Zu seiner Geburt brachten ihm die Heiligen Drei Könige Weihrauch, Myrrhe und als Zeichen des Reichtums auch Gold.

Im Italien der Nachkriegszeit waren Goldgeschenke deshalb klug gewählt, weil in Italien Wirtschaftskrisen kamen und gingen wie die Ministerpräsidenten. Meine Großmutter hat in den Jahren zwischen 1945 und 1957 zwölf Regierungen erlebt. Sie trug damals, mehrmals um den Hals geschlungen, eine Goldkette, die ihr in voller Länge bis zu den Knien ging, kein Scherz. Die Kette war ein Geschenk ihrer Schwiegereltern. Irgendwann trug meine Großmutter dann ihre Kette zum Juwelier, um mit den 12000 Lire, die sie Ende der fünfziger Jahre dafür bekam (rund 80 Mark), das Grundstück zu kaufen, auf dem heute das Haus der Familie steht. Es ist prall gefüllt mit den goldenen Erinnerungen von vier Generationen.

»Und welchen Wert hat deine Kette?«, frage ich ihn.

Vito Avantario mag auch Van Morrison, Scorseses »Raging Bull«, den er siebenmal gesehen hat, und Sportlerbiografien

Illustration: Pia Bullinger für DIE ZEIT; Kfz-Foto: Larve Huck für DIE ZEIT

2 STUNDEN IN HAGEN

Eduard-Müller-Krematorium

Der Hagener Impuls endet nicht im Zentrum, er zieht sich durch die Ränder.

Fast jeder will zu Osthaus' altem Wohnhaus, dem Hohenhof, wo sogar das Geschirr Jugendstil ist. Aber fahren Sie doch erst mal zu Peter Behrens' Krematorium, das sogar Le Corbusier inspirierte. Am Berghang 30

Volkssternwarte

Hagen hat so viel Wald wie keine andere Stadt in Nordrhein-Westfalen. Ein schöner Ausflug: Essen Sie in der Waldlust, und verbrennen Sie die Kalorien auf dem Weg zur Sternwarte, von der aus Sie, bei klarem Himmel, Planeten sehen können; die echten jetzt.

Pelmkestraße 111-115

Auflösung von Seite 58:
Die Kaffemaschine an der Universität Cambridge



GESTRANDET IN ...

Hagen

Da wollten Sie nie hin? Jetzt sind Sie nun mal da. JUREK SKROBALA nimmt Sie zwei Stunden lang an die Hand. Sie entdecken: Den Hagener Impuls

Von einem bestimmten Winkel aus betrachtet, überschneiden sich die Schilder »Hagen Hbf« und »Bitte hier nicht aussteigen« bei der Ankunft am Gleis so treffend, dass Ihr erster Hagener Impuls sein mag: Schnell weg!

Klar, der Hauptbahnhof wirkt grau, wenn Sie ihn rasch von der einen abgelaufenen Gleisstrecke zur nächsten durchqueren müssen, zu oft auf den Boden oder Ihre Reservierungsdetails starrend. Nun aber haben Sie ja etwas Zeit.

Heben Sie in der Empfangshalle den Kopf: Hier sehen Sie ein Fenster, 1910 vom berühmten Glasmaler Johan Thorn Prikker gestaltet. Es zeigt einen Künstler, der in der Mitte der Gesellschaft steht. In der Mittagssonne schimmert das Fenster in so vielen Farben, dass Sie das Adjektiv »grau« schnell aus Ihrem Hagen-Wortschatz streichen wollen.

Der Hagener Impuls beschreibt eben nicht den Drang, diese alte Industriestadt, so schnell es geht, wieder zu verlassen, sondern eine Phase Hagens zwischen Jugendstil und Moderne, in der die Kunst im Zentrum stand. Das Bahnhofsfenster stammt aus dieser Zeit.

In Hagen, dessen Innenstadt im Zweiten Weltkrieg fast vollständig zerstört wurde und wo »Nachkriegsbau« kein Fremdwort ist, brüllt Kultur den Gast nicht an, sie flüstert eher, verbirgt sich mal hinter Ruß, auch mal unter Kaugummi oder Taubenkot.

So in der Bahnhofstraße, in der Sie hinter den Fassaden zunächst finden, was

Sie von so einer Bahnhofstraße am Rand des Ruhrpotts erwarten: Döner, Sonnenstudio, Spielhalle, Bank. Starren Sie nun bitte wieder auf den Boden, vielleicht stehen Sie gerade auf dem Jupiter. Pampelmusengroß liegt er da, auf einer Bronzeplatte, abgetreten.

In Hagen gibt es das weltweit erste begehbare Sonnensystem, ein Meter in Hagen entspricht einer Million Kilometern im All. Um die Sonne zu sehen, müssten Sie in den Keller gehen, genauer: in den Ratskeller, wo ein maßstabgetreues Sonnenmodell steht. Vom Hagener Jupiter aus sind das 778 Meter, in Wirklichkeit befindet sich die Sonne also 778 Millionen Kilometer vom Jupiter entfernt. In Wirklichkeit: viel zu aufwendig, in Hagen: schnell machbar.

Zwischen dem Jupiter und dem Mars liegt die Öse, eine Eisdiele. Bestellen Sie hier eine Tüte Pommies, ausnahmsweise mal kalt, trotzdem lecker, weil aus Eis. Hat die Öse noch Winterpause, dann gehen Sie weiter: zur Erde. Neben der Bronzeplatte, auf der unsere Erde kleiner ist als ein Cent, finden Sie das Wirtshaus Spinne, eine der vielen Kneipen im Zentrum mit ganz schön bedrohlichen Namen: Enge Weste, Käfig, Jekyll & Hyde, Crocodile.

In der Spinne serviert der Barkeeper das Herrengedeck auch gern mit Eversbusch, einem Hagener Doppelwandler, der fruchtig anmutet und plötzlich zubeißt wie ein Wodka; ganz schön bedrohlich eben. Mit etwas Glück stoßen Sie in der Spinne auf Andreas, Stammgast seit über 30 Jahren, Hagener Urgestein und Architekt, der Ihnen mehr zum Hagener

Impuls erzählen kann. Mit noch mehr Glück trägt er Ihnen ein Gedicht vor, Goethe oder Morgenstern. Kultur liegt in Hagen auch zwischen Bierdeckeln.

Wenn es Ihnen nicht so ergehen soll wie einem anderen Dichter, Heinrich Heine, der schrieb, er habe »dicht hinter Hagen (...) ein seltsames Frösteln in den Gedärmen« empfunden, dann holen Sie sich eine wärmende Margherita vom Blech in der Pizzeria Centrale. Kostet zwei Euro, schmeckt nach mehr.

Von hier aus ist es nicht weit bis zur Hochstraße, wo eine Alpendisse liegt, vor allem aber: das Osthaus Museum. Anfang des 20. Jahrhunderts hieß dieses Museum noch Folkwang, das erste für zeitgenössische Kunst, ja, noch vor dem MoMA in New York. Nach dem Tod des Industrie-Erben und Kunstmäzens Ernst Osthaus ging ein Großteil seiner stattlichen Sammlung nach Essen, aber auch heute finden Sie hier Dix, Renoir, Kokoschka. Kennen Sie alle schon? Auch gut. Ohnehin wichtiger am Osthaus Museum: In seiner Architektur spüren Sie den Hagener Impuls, in den Säulen, Treppenaufgängen, Türbeschlägen, an einem, wenn auch nachgebauten, Brunnen im Innenhof.

Geben Sie nun diesem neu entdeckten Impuls nach: Setzen Sie sich neben den Brunnen, lauschen Sie dem Plätschern, das die Autos von der Hochstraße über-tönt, und lassen Sie dieses Stück Hagener Kultur langsam in Ihrem Alltag ankommen. Vielleicht stellen Sie fest, dass Hagen Ecken hat, die nicht an die Abfahrt des nächsten Zuges erinnern, sondern daran, eine Weile zu bleiben.

ANZEIGE



Entdeck, was in Dir steckt!

Alle 2 Monate als Magazin.



Jede Woche in der ZEIT.



www.zeitleo.de



Foto: Jan von Hollleben